

GESINE SCHWAN

POLEN ODER DIE FREIHEIT IM HERZEN EUROPAS

Wenn wir als Kinder an heißen Sommertagen Anfang der fünfziger Jahre Brennesseln jäten oder Johannisbeeren pflücken mussten und die junge Flüchtlingsfrau aus Schlesien, die meine Eltern aufgenommen hatten, mit uns das Lied vom Rübezahl sang, wobei wir besonders gern den Refrain „Riesengebirge – deutsches Gebirge“ schmetterten, dann hatte das für uns keinerlei politische Bedeutung. Nicht einmal für Irene, so hieß das von uns geliebte neue „Familienmitglied“, obwohl sie sich nach ihrer Flucht zunächst für einige Zeit dem „Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten – BHE“ angeschlossen hatte.

Trotzdem war Oberschlesien, von wo auch meine Mutter stammte, und die Tatsache seines Verlusts stets sehr gegenwärtig in den Erzählungen der Familie, etwa wenn meine Mutter von ihrer Jugend in den dreißiger Jahren schwärmte: von den schmucken, überaus höflichen polnischen Offizieren, die in der kleinen Garnisonsstadt Lublinitz (schon damals polnisch: Lubliniec) am Samstag und Sonntag auf dem Ring flanierten. Da die Familie meiner Mutter zur deutschen Minderheit gehörte, die in guten Beziehungen zur polnischen Mehrheit lebte, gewann ich von früh auf nicht nur eine Sympathie für Polen, sondern auch den Eindruck, dass ein selbstverständlich-freundliches Zusammenleben von Polen und Deutschen im Alltag kein Problem sein müsse. Das Problem war erst durch die Nazis entstanden, so meine kindliche Wahrnehmung, und deshalb müsse man alles tun, um den entstandenen furchtbaren Schaden wieder gut zu machen. Später habe ich gelernt, dass eine solche Grundeinstellung gegenüber Polen in Deutschland keine sehr weit verbreitete Haltung war. Und dass sich die Alltagsbeziehungen zwischen den Volksgruppen nicht überall so freundschaftlich gestaltet hatten, wie in der Kleinstadt meiner Mutter. Trotzdem: Mein Grundinteresse an Polen war geweckt und dieses Thema hat mich nie wieder los gelassen.

Weitere wichtige Mosaiksteine ergänzten in den fünfziger Jahren mein Polenbild, das langsam, wenn auch mir noch unbewusst, eine biographisch prägende Bedeutung gewann. Ich erinnere mich an den bewegenden Eindruck, den der Posener Juniaufstand in der Folge des 20. Parteitags der

KPdSU auf mich machte. Auch denke ich an meine Freude über den „Frühling im Oktober“, als Władysław Gomułka 1956 im Kontrast zur ungarischen Entwicklung Freiheiten gewährte. Hier leuchtete eine Hoffnung auf: Es sah so aus, als ob es Polen gelingen könnte, einen gewaltfreien und konsensualen Weg von der kommunistischen Diktatur zur Freiheit zu finden, was einer Quadratur des Kreises gleichgekommen wäre. Dazu gehörte auch der Rapacki-Plan vom 2. Oktober 1957, der mir das ungebrochene Unabhängigkeitsstreben und den klaren Willen der Polen zu dokumentieren schien, auch politisch in den Kreis der europäischen Länder zurückzukehren.

Eine weitere Facette meiner Faszination für Polen rührte aus dem Schrecken der deutschen Verbrechen her. Entscheidende Bedeutung kam dem Spielfilm „Die letzte Etappe“ der polnischen Regisseurin Wanda Jakubowska über Auschwitz zu, der Mitte der fünfziger Jahre im Audimax der Freien Universität Berlin aus Anlass des 20. Juli gezeigt wurde, und mich noch Tage lang danach in meinen Träumen verfolgte. Die Fähigkeiten zu Leid und Widerstand, zum intelligenten Unterlaufen der deutschen Anordnungen, wurden hier für mich zu Merkmalen des polnischen Schicksals. Für junge Deutsche drängte sich geradezu die Aufgabe der „Wiedergutmachung“ auf, zugleich der tiefe Widerwille gegen die Willkür, mit der die Nazis die Insassen des Lagers gequält hatten.

Schließlich genoss Polen gegen Ende der fünfziger und zu Beginn der sechziger Jahre ein hohes Interesse im Westen wegen seiner künstlerischen Leistungen: im Film (Andrzej Wajdas „Asche und Diamant“), im Theater (Sławomir Mrożeks „Tango“, Witold Gombrowicz), in der Literatur (Stanisław Jerzy Lec, Zbigniew Herbert), in der neuen Musik (das Festival Warschauer Herbst) und in der Grafik beeindruckten die Polen mit ihrer Fantasie und subversiv behaupteten Eigenständigkeit gegenüber allen Zumutungen des sozialistischen Realismus. Sie galten nicht nur als etwas Besonderes im Osten, sondern auch als spannend für den Westen: originell, aufmüßig, witzig, intelligent, einer Kunst mit emotionaler Tiefe verpflichtet, dabei gleichzeitig von hohem Abstraktionsvermögen und scharfer, doch spielerischer Ironie.

Um mit diesem faszinierenden Nachbarland vertrauter zu werden, um die Erblasten der deutschen Vergangenheit wenigstens ein Stück weit abtragen zu helfen und, wenn möglich, zu einer Versöhnung beizutragen, die schon im deutsch-französischen Verhältnis schwierig genug schien, im deutsch-polnischen jedoch eine erheblich brutalere Hypothek anzugehen hatte, begann ich Anfang der sechziger Jahre, Polnisch zu lernen. Das war eine erhebliche Herausforderung, wie ich erst nach und nach begriff. Französisch und Englisch halfen hier nicht weiter, die Syntax des Pol-

nischen ist hoch komplex, so nebenbei zum Studium kein leichtes Unterfangen.

Aus dem „Nebenbei“ wurde jedoch Ende der sechziger Jahre ein „Hauptsächlich“, nachdem mich mein Doktorvater Wilhelm Weischedel davon überzeugt hatte, dass ich in der Wahl zwischen meinen beiden Vorschlägen für eine Doktorarbeit nicht Adorno, sondern den im Westen immer bekannter werdenden Leszek Kołakowski den Vorzug geben sollte. Kołakowski hatte mit einer von Wanda Brońska-Pampuch besorgten Edition seiner anti-stalinistischen Essays („Der Mensch ohne Alternative“) die Herzen und Köpfe vieler deutscher Leser gewonnen, nachdem er zuvor in eindrucksvollen „Polen“-Heften der volkspolnischen Regierung und später – zunehmend aufmüpfig – in der polnischen Studentenschaft als junger „Star“ gefeiert worden war. Er galt neben den ausgezeichneten Literaten und vor allem dem in die USA gegangenen Nobelpreisträger Czesław Miłosz als junger hoffnungsvoller Repräsentant des geistigen Nachkriegspolen, hatte 1966 bei einer denkwürdigen Veranstaltung in der Warschauer Universität zehn Jahre nach dem „Polnischen Oktober“ die Frage „Was haben wir gewonnen?“ kurzerhand mit „Nichts!“ beantwortet, weil alle Reformen Gomułkas wieder zurückgenommen worden seien, und wurde daraufhin aus der Partei ausgeschlossen. Fortan galt er der Regierung, in der Gomułka trotz bereits vorher erkennbarer intellektueller „Eskapaden“ Kołakowskis immer wieder seine Hand über ihn gehalten hatte, als Renegat und Gegner. Als er, wie eine Reihe seiner namhaften Kollegen (Zygmunt Bauman, Bronisław Baczko, Maria Hirsztowicz), 1968 die u.a. von Jacek Kuroń, Karol Modzelewski und Adam Michnik organisierten studentischen Demonstrationen zugunsten der Meinungs- und Versammlungsfreiheit verteidigte, verlor er – wie seine Kollegen – seine Professur an der Warschauer Universität und ging zunächst nach Kanada, später nach Oxford. Inzwischen war er akademisch auch im Westen so anerkannt, dass er sich um sein Unterkommen nicht sorgen musste. Seitdem lebt er mit seiner Frau Tamara in Oxford. Bis heute mit vielfachen Auszeichnungen geehrt, erhielt er u.a. 1977 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Die Entscheidung, meine Dissertation diesem Philosophen, insbesondere der Logik seines Wandels vom engagierten Kommunisten zum herausragenden Revisionisten des Marxismus zu widmen, beflügelte nicht nur meine Bemühungen, mir die polnische Sprache anzueignen, sondern wurde für mich eine zentrale Weichenstellung in meinem Leben. Dies gilt zunächst für die jahrelange geistige Auseinandersetzung mit Kołakowskis Freiheitsverständnis, das er in Abgrenzung sowohl zum Kommunismus als auch zur traditionellen Metaphysik und zu unterschiedlichen protestantischen und katholischen Theologien entwickelte. Darüber hinaus bot mir die Arbeit an der Dissertation die Chance, das Denken der polnischen Dissidenten „von

innen“ kennen zu lernen, mit seinen in Polen gebliebenen Schülern und Freunden wie Bronisław Geremek, Adam Michnik sowie Jerzy und Barbara Holzer Freundschaft zu schließen und vor allem mit ihm und seiner wunderbaren Frau Tamara enge Freunde für das Leben zu gewinnen. Mein Polenbild ist fast untangierbar – für eine Wissenschaftlerin nicht ganz ungefährlich! – von diesen und weiteren Freunden geprägt.

Aber diese Freunde sind gerade keine unkritischen „Patrioten“, die die Probleme ihres Landes systematisch übersehen. Und ich selbst lernte die Tücken des Landes im Zuge meiner Polenaufenthalte, die u.a. der Vorbereitung meiner Dissertation dienten, durchaus am eigenen Leibe kennen. Mir war auch bewusst, dass ernst gemeinte Aussöhnung und platte Idealisierung sich nicht vertragen.

Ich will das an einigen Beispielen deutlich machen: Oft habe ich mich gewundert, warum Kołakowski in den späten fünfziger Jahren, als sein Hauptgegner schon der Stalinismus war, so heftig gegen die christliche Tugend der Demut polemisierte. Bei meinem ersten Messebesuch in Polen, in der Krakauer Marienkirche im Jahre 1965, erlebte ich dann, wie von den Gläubigen zum Empfang der Kommunion der lange Mittelgang zum Altar auf Knien zurückgelegt wurde, eine Geste, die ich jedenfalls damals nicht als demütig, sondern als unterwürfig empfand. Vielleicht war trotz meines Katholizismus zu viel deutscher Protestantismus in mir. Aber auch später hatte ich den Eindruck, dass sich die katholische Kirche in Polen mit der Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils schwer tat.

Um in Warschau alle Texte von und über Kołakowski zu sammeln, verbrachte ich 1967 einige Wochen zunächst bei einem Sprachkurs und dann in der Warschauer Universitätsbibliothek. Ein Mitarbeiter der polnischen Militärmission in Berlin, der mein wahres Dissertationsthema (den Behörden hatte ich ein ideologisch genehmeres Thema gemeldet) kannte, verhalf mir trotzdem mit fantasievoller Ausschmückung meines Lebenslaufes zu einem Aufenthaltsvisum. Aber in Polen traf ich schon nach wenigen Tagen auf einen sehr interessierten jungen Mann, angeblich Mitarbeiter des Kultusministeriums, der rätselhafterweise immer gerade dort auftauchte, wo ich in Warschau oder Krakau zu arbeiten hatte. Er wusste auch, wann ich mich mit dem damals schon von der Staatssicherheit beobachteten Kołakowski traf, und lud mich dringend zum Tanzen ein. Mehrere Abwehrversuche fruchteten nicht, und als wir dann schließlich in einem Lokal landeten, erzählte er mir nach mehreren Gläsern Wodka, wie sehr die Juden Polen beherrschten und dass sie schon immer in der Geschichte eine Belastung für das Land gewesen seien. Als um Versöhnung mit Polen bemühte Deutsche sah ich mich genötigt, dem Bürger eines von den Deutschen überfallenen Landes einen kleinen Vortrag über Antisemitismus zu

halten. Das fand ich nicht geschmackvoll, in dieser Situation aber sehr notwendig.

Es war die Zeit des berüchtigten Innenministers Mieczysław Moczar, der eine „Antizionismus“-Kampagne betrieb, während derer z.B. der gehasste Oppositionelle Adam Michnik in der Parteizeitung „Trybuna Ludu“ (Tribüne des Volkes) immer mit der Apposition „*pochodzenia żydowskiego*“ („jüdischer Herkunft“) versehen wurde. Ich lebte damals in einem Milieu von revisionistischen ehemaligen Kommunisten der ersten Nachkriegsstunde, die inzwischen in schärfstem Gegensatz zum Regime standen. Kołakowski erklärte mir den damaligen offiziellen Antisemitismus damit, dass dies der einzige „Kitt“ sei, auf den die Regierung noch zu bauen hoffte, um die Gesellschaft an sich zu binden. Ansonsten hätte der etablierte Kommunismus jegliche Glaubwürdigkeit verloren. Dabei nutzte der die Kampagne führende Innenminister Moczar den Umstand, dass der von den Polen nicht geliebte Kommunismus nach 1945 in der Tat von einer kommunistischen Partei eingeführt worden war, die vor dem Krieg zu großen Teilen aus Juden bestanden hatte. Aber er verschwieg, dass viele von ihnen inzwischen zu den schärfsten Kritikern des Regimes zählten, gerade auch seiner nicht nur gegen die Juden (von denen nur noch eine verschwindend kleine Zahl in Polen lebte) gerichteten repressiven Politik. In dieser Situation war für diejenigen, die auf eine nationale und soziale Befreiung Polens hofften, eine Auseinandersetzung an mehreren Fronten notwendig: gegen gestrige, traditionell nationalistische Strömungen von rechts ebenso wie gegen neue stalinistische Repressionen von „links“, dessen Definition Kołakowskis deshalb – in Auseinandersetzung mit dem nun zur „Rechten“ mutierten stalinistischen Kommunismus – neu in Angriff nahm. Dass sich da Mentalitäten jenseits aktueller politischer Parteizugehörigkeiten trafen, war offensichtlich.

Zwei weitere kleine Impressionen zeigen die Komplexität der polnischen Gesellschaft in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren: Nachdem ich mein Kołakowski-Material zum Abfotografieren gesammelt und sorgfältig jegliche Nennung seines Namens vermieden hatte, besorgte mir die damalige Leiterin der Warschauer Universitätsbibliothek den kostbaren Mikrofilm und handigte ihn mir an einer stillen Stelle schmunzelnd mit den Worten aus: „Nicht wahr, Sie arbeiten über Kołakowski?“ Mein offizieller Dissertationstitel lautete: „Studien zum gegenwärtigen polnischen Marxismus“.

Und um entlegene Texte aufzuspüren gab mir die Sekretärin des Rektors den Tipp, einen bestimmten Kiosk im Souterrain des Kulturpalastes aufzusuchen und dort ihren Namen zu nennen. Dort bekam ich in der Tat, was ich brauchte. Die polnische Tradition, als Gesellschaft auch jenseits der

offiziellen staatlichen Institutionen zu funktionieren und zu wirken, fand ich damals überaus lebendig.

Alle meine damaligen Polenerfahrungen zeigten das Bild eines ungemein lebendigen Freiheitswillens weiter Kreise der Gesellschaft. Ein Geist des Widerstands – manchmal bis zur Unerbittlichkeit – und ein starker Individualismus durchzogen die ganze Gesellschaft – von der Mode, über das Verhalten im Straßenverkehr bis zu anarchischen politischen Tendenzen. Komplementiert wurde dies durch einen feinen Sinn für Witz und Ironie, der ja auch eine befreiende Distanzierung zum je Gegebenen anzeigt, und durch ein subtiles Gefühl für Würde und Ehre – dessen Pathos und dessen Tradition des moralischen Heroismus sich mit der Ironie durchaus verbinden können. All diese Elemente fand ich auch in der Philosophie Kołakowskis wieder. Institutionell wurden diese libertären Tendenzen durch einen Teilpluralismus in der Gesellschaft gestärkt, weil sich die polnische kommunistische Partei immer mit der mental und in ihrer Verfasstheit starken katholischen Kirsche auseinandersetzen und arrangieren musste. Und wenn diese Kirche auch häufig eher nationale oder sogar nationalistische als freiheitliche Tendenzen vertrat, so hatte sie doch in der Sejm-Fraktion um den Abgeordneten Stanisław Stomma und in den „Klubs der katholischen Intelligenz“ wichtige Repräsentanten und Akteure, die ein freiheitliches Denken im Nachkriegspolen nährten und stärkten.

Die Art und Weise, wie sich die Polen im Laufe der siebziger und achtziger Jahre immer wieder neue Bewegungen und Organisationsformen ausdachten – die „Fliegenden Universitäten“, die „Komitees zum Schutz der Arbeiter“ und „Solidarność“ – um ihre geistige, politische und nationale Souveränität (oder wenigstens Inseln dafür) zurückzugewinnen, belegt ihre Fantasie und die Zentralität des Freiheitsgedankens in ihrer Geschichte und politischen Kultur. Zugleich zeugen diese Initiativen davon, dass die polnische Gesellschaft die unglückliche Dichotomie zwischen Idealismus und Realismus, die insbesondere seit dem 19. Jahrhundert eine für Gesellschaft und Politik desintegrierende Rolle gespielt hat, zunehmend überwinden konnte. Theoretisch gab es keine Mischform zwischen Kommunismus und pluralistischer Demokratie – darauf hat etwa Kołakowski in Auseinandersetzung mit dem Generalsekretär der spanischen Kommunisten Santiago Carrillo in den achtziger Jahren öffentlichkeitswirksam hingewiesen. Aber praktisch konnte man mit Geschick und Fingerspitzengefühl gesellschaftliche und politische Freiräume austesten und zunehmend erobern. Dies war möglich, weil die kommunistische Regierung keinerlei soziale Autorität und politische Legitimität mehr ausstrahlte. Hinzu kam, dass es die polnische Gesellschaft seit dem 18. Jahrhundert gewohnt war, sich unabhängig vom politischen Staat zu organisieren, der von den Teilungen Polens 1772, 1793 und 1795 und bis zum Ende des Ersten Welt-

krieges ein national fremder war und in dem auch nach 1945 nicht eine frei gewählte Regierung handelte. Selbst während des Kriegsrechts, in dem Polen Polen aus politischen Gründen ins Gefängnis brachten, blieben soziale Kooperationen und politische Allianzen bestehen, die politisch eigentlich nicht erlaubt hätten sein können. Das ist in der so genannten Zweiten Phase der deutschen Entspannungspolitik von der damaligen SPD-Spitze nicht zureichend erkannt worden.

Der Runde Tisch, mit dem Polen 1988 das Ende des Ost-West-Konflikts einleitete, war insofern eine Konsequenz aus beiden Erfahrungen: aus dem unbändigen Freiheitswillen der Polen und aus der Einsicht der damaligen politischen Eliten in Regierung und Opposition, dass man nur über Kompromisse gewaltfrei weiter kommen konnte. Strategische Köpfe wie Bronisław Geremek und Adam Michnik trugen dazu wesentlich bei, auch wenn sie sich angesichts ihrer Erfahrungen während des Kriegsrechts mühsam zu dieser Haltung durchringen mussten.

Wie strategisch sie dachten, konnte ich 1987 in einem Gespräch erleben, als Barbara und Jerzy Holzer mich zu einem gemeinsamen Abendessen mit den beiden damaligen Dissidenten einluden. Es ging um die Frage, ob die Polen eine, damals nur hypothetisch diskutierte, deutsche Wiedervereinigung politisch und mental verkraften könnten. Alle vier, aber insbesondere Geremek, sprachen sich eingedenk des Vorrangs des nationalen Selbstbestimmungsrechts eindeutig für die deutsche Wiedervereinigung aus (Selbstbestimmung ohne darauf folgende Wiedervereinigung hielten sie für eine unrealistische Option), deren gefährdendes Potenzial sie durch die Einbindung Deutschlands in eine demokratische Europäische Union gebündelt sahen. Mehr noch, sie hielten diese Wiedervereinigung sogar für ein unverzichtbares Element einer Politik, die auch Polen die politische Souveränität zurückgeben würde. Ohne eine starke Europäische Union war also auch eine freiheitliche Zukunft Polens nicht zu denken.

Nach 1989 richtete sich das politische Hauptziel Polens zunächst auf den Beitritt zur NATO, der allein dem Land militärische Sicherheit zu versprechen schien. Dieser Wunsch kann ein geopolitisch ebenfalls exponiertes Land wie Deutschland eigentlich nicht verwundern. Zugleich hielt Polen sein Interesse an den östlich gelegenen, noch unfreien Nachbarn stets wach. Doch auch der Blick weit nach Westen ist den Polen alles andere als fremd. Ihre historisch bedingte Liebe zu Frankreich fanden sie allerdings nicht immer erwidert. Diese Enttäuschung hält bis heute an und beeinflusst eine Reihe von innereuropäischen Problemen, die sich seit dem Irakkrieg und dem (vorläufigen) Scheitern der Europäischen Verfassung noch einmal verstärkt haben. Im Westen entsteht manchmal der Eindruck, Polen sei mehr an den USA und nicht wirklich an der Europäischen Union interessiert. Ich halte das für eine Fehleinschätzung. Dass Polen im Angesicht

der Erfahrungen des 20. Jahrhunderts seine Sicherheit eher bei den Angelsachsen, insbesondere den USA, als bei seinen europäischen Nachbarn gewahrt sieht, kann kaum verwundern. Auch dass darüber hinaus in der Freiheitstradition eine hohe kulturelle Affinität gerade zu den USA besteht – nicht zu sprechen von den großen „polnischen“ Städten dort – sollte man im Blick behalten. In Polen hat es nie einen Antiamerikanismus gegeben, wie ihn die intellektuellen Eliten und das Bildungsbürgertum in Westeuropa seit dem 19. Jahrhundert kultivierten. Von den Amerikanern haben die Polen nie die Verachtung und die Bedrohung ihrer kulturellen Substanz erfahren, die ihnen im Dritten Reich von den Deutschen angetan worden ist. Vielleicht ist deshalb der polnische Blick auf die Vereinigten Staaten von Amerika unkritischer oder, positiv formuliert, vorurteilsfreier. Das deutsch-französische Tandem dagegen wird in Polen so wahrgenommen, dass sich daraus eine innereuropäische Hegemonie zweier großer Länder ergeben könnte. Über all diese Fragen gibt es natürlich in der polnischen öffentlichen Meinung durchaus unterschiedliche Auffassungen. Die Kritik einer Gruppe von Intellektuellen an der Europapolitik der gegenwärtigen Regierung, die Warnung von Tadeusz Mazowiecki, Polen möge sich nicht zum Instrument amerikanischer hegemonialer Bestrebungen machen lassen, zeigen, wie offen der Diskurs ist und dass alles darauf ankommt, die gegenseitigen Vorstellungen so genau wie möglich zu verstehen und argumentativ auszutauschen, ohne sofort in stereotype Einschätzungen und Zuschreibungen abzugleiten.

Vieles spricht dafür, dass der lebhafteste Freiheitssinn der Polen, ihr Gefühl für Würde und ihre Liebe zur Ironie sich auf längere Sicht auch gegen eine US-amerikanische Politik wenden werden, wenn diese das Völkerrecht wie das innerstaatliche Recht mit Verweis auf die eigene überragende Macht gering schätzt. Dies umso mehr dann, wenn die westeuropäischen Partner, insbesondere Frankreich, ihr Interesse an Polen und an dessen Wahrnehmungen und Interessen steigern und die neue große Europäische Union nicht nur als Erweiterung – wie man einen fertigen Kuchenteig ausrollt –, sondern als einen Neuanfang begreifen, in dem auch die neuen Mitglieder Einfluss haben sollen, auch wenn sie den Altmitgliedern ökonomisch noch nicht das Wasser reichen können und auch politisch einige Zeit brauchen, um in ihrer neuen Position Erfahrungen zu sammeln.

Wie formulierte es Adam Michnik neulich? „Unsere Sicherheit ist mit den USA, unsere Zukunft mit der Europäischen Union.“ Das geschieht allerdings nicht von allein. Dazu müssen alle Mitglieder der Europäischen Union beitragen, nicht zuletzt Deutsche, Franzosen und Polen!

Es kommt darauf an, den polnischen Sinn für Freiheit und Würde – traditionsreiche europäische Werte! – aus der polnischen Geschichte heraus

zu verstehen und entsprechend zu achten. So lässt sich das gegenseitige Vertrauen, was Polen uns z.B. bei der Wiedervereinigung entgegengebracht hat, weiter stärken und ausbauen. Viel wird auch davon abhängen, wie sich Deutschlands wichtigster Partner Frankreich verhält. Gelingt es, das deutsch-französische Tandem zu einem polnisch-französischen-deutschen Dreirad (bei der Wahl dieses Wortes denke ich nicht an schwerfälliges Spielzeug, sondern an jene schnittigen „Apes“, die Italiens Straßen bevölkern) zu erweitern, bieten sich dem ganzen Kontinent völlig neue Perspektiven. Der Eiserne Vorhang der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wäre mit einem florierenden Weimarer Dreieck endgültig überwunden. Und Europa würde von Werten geleitet, in denen neben dem unbedingten Freiheitsstreben auch die erwähnten Tugenden Würde und Ironie ihren Platz fänden. Dafür würde Polen in dieser Koalition sorgen. Ich kann mir für die Zukunft Europas wenig Besseres vorstellen.